

Das Kreuzigungsbild des Matthias Grünewald (Tauberbischofsheimer Altar)

Von Joris-Karl Huysmans aus dessen Roman *Tief unten* (*Là-bas*, 1891).



Erstmalig erkannt hatte Durtal jenen Naturalismus letztes Jahr; allerdings entnervte ihn damals das schändliche Schauspiel dieses Jahrhundertendes noch nicht so sehr wie heute. Es war in Deutschland, vor einem Kreuzigungsbild des Matthias Grünewald.

Und schauernd erbebte er in seinem Sessel und schloß so fest die Augen, daß es fast schmerzte. In außergewöhnlicher Schärfe sah er dieses Bild jetzt, wo er es heraufbeschwor, wieder vor sich, dort, ganz nah, und den Ausruf der Bewunderung, welchen er getan hatte, als er den kleinen Saal des Kasseler Museums betrat – innerlich schrie er den nun abermals, da in seinem Zimmer sich furchterregend der Christus an seinem Kreuz erhob, durch dessen Längsbalken statt des Querholzes ein schlecht entrindeter Ast getrieben war, der sich gleich einem

Bogen unter der Last des Körpers krümmte.

Dieser Ast schien jeden Augenblick wieder hochschnellen zu wollen, um es mitleidvoll aus jener Heimstätte von Schmach und Verbrechen weit fortzuschleudern, dieses arme Fleisch, doch der riesige Nagel, welcher die Füße durchbohrte, hielt es fest, streckte es bodenwärts.

Aus der Schulter gerenkt, ja fast herausgerissen, wirkten die Arme des Christus angesichts der gewundenen Muskelriemen wie in ganzer Länge von einer Schraubspindel verwunden. Die lahmgezerzte Achselhöhle krachte, die weit geöffneten Hände schwangen angstwilde Finger – und doch sagten diese auch dank es war eine wirre Geste zwischen Gebet und Anklage, die Brust erzitterte und glänzte, von Schweißbächen eingefettet, der Oberkörper trug, da das geblähte Rippengehäuse sich verräterisch abzeichnete, faßbandige Querstreifen, die Fleischpartien schwellen auf, salpetrig und blau angelaufen, grün durchfleckt von Flohbissen, übersät mit vielen nadelstichartigen Wunden dort waren Rutenspitzen eingedrungen, unter der Haut abgebrochen und spickten diese stellenweise jetzt noch mit Splittern.

Die Stunde der eitrigen Sekrete war gekommen, aus der flutenden Seitenwunde rann es dichter, überschwemmte die Hüfte mit einem Blut, das dunklem Brombeermost glich, schmutzig-rosarieselnde Serumwasser, dünne Molken, Säfte, blaßroten Moselweinen ähnelnd, entsickerten der Brust, netzten den Bauch, darunter wand sich, beulig geschlungen, ein großes Stück Leinen, etwas tiefer dann stießen sich die zusammengezwungenen Knie gegenseitig ihre Scheiben wund, und die verdrehten Unterschenkel wölbten sich, nach außen gekrümmt, bis hin zu den Füßen, die, aufeinandergesteckt, immer noch länger wurden, die mitten in der Verwesung noch wuchsen, von Blutströmen zum Ergrünen gebracht. Gräßlich waren sie anzuschauen, diese schwammigen, klumpig verdickten Füße, das Fleisch trieb Sprossen, wucherte über den Nagelkopf, und die gekrümmten Zehen widersprachen der flehenden Geste der Hände, schleuderten Verwünschungen, zerkrallten beinahe mit ihren bläulichen Hornplatten das Ockergelb des Bodens – eines ebenso eisengesättigten Bodens wie die purpurrote Erde Thüringens.

Über diesem aufberstenden Leib erschien, gewaltig und voll heftiger Unruhe, das Haupt. Umflochten mit einer nachlässig gefertigten Dornenkrone, hing es kraftlos herab, öffnete kaum spaltbreit ein brechendes Auge, in dem immer noch ein Blick schauderte vor Schmerz und Furcht, das Antlitz war zerklüftet, die Stirn eingeebnet, die Wangen waren vertrocknet, alle Gesichtszüge weinten, fassungslos, der entsiegelte Mund jedoch lachte mit seiner von scheußlichen Starrkrämpfen geschüttelten und verzogenen Kinnlade.

Fürchterlich war die Marterung gewesen, der Todeskampf hatte die Heiterkeit der nun geflohenen Peiniger fortgeschreckt.

Jetzt schien es, als ob unter dem nachtblauen Himmel das Kreuz sich vornüber neigte, sehr tief, fast bis auf den Boden, und bei dem Kreuz wachten zwei Gestalten, eine zur Linken, eine zur Rechten des Heilands stehend – die erste, die Heilige Jungfrau, trägt einen Schleier, blaßrot wie wäßriges Blut, der dichtgewellt über einen langfaltigen, schwach azurfarbenen schimmernden Rock fällt, die Heilige Jungfrau reglos und bleich, das Gesicht tränenverquollen, schluchzt sie starren Auges, gräbt sich die Nagel der einen in die Finger der anderen Hand, – die zweite Gestalt ist der heilige Johannes: eine Art Vagabund oder grober schwäbischer Bauernkerl, sonnenverbrannt, ums Kinn einen sich in lauter dünnen Hobelspänen kräuselnden Bart, bekleidet mit steifen, breitflächigen Stoffen, die aus Baumrinde geschnitten sein könnten, einem scharlachfarbenen Rock, einem sämischgelben Mantel, dessen Futter, bei den Ärmeln nach außen gewendet, das Fiebergrün unreifer Zitronen anzunehmen begann. Entkräftet vom vielen Weinen, aber widerstandsfähiger als die gebrochene und abgewiesene, sich jedoch

immerhin noch aufrecht haltende Maria, schwingt Johannes die gefalteten Hände empor, reckt sich hoch zu jenem Leichnam, den er aus geröteten und trüben Augen betrachtet, und stößt, fast erstickend im Aufruhr seiner tonlosen Kehle, stumme Schreie aus.

Ach, vor diesem blutbeschnittenen, tränenverschwommenen Kalvarienberg war man wahrhaftig weit entfernt von jenen übermilden Golgathas, die sich die Kirche seit der Renaissance zu eigen macht! Dieser Christus in Starrkrämpfen war nicht der Christus der Reichen, der galiläische Adonis, der kerngesunde Schönling mit rotblonden Locken, mit ordentlich zweigeteiltem Bart, mit faden, ritterpferdähnlichen Zügen, nicht der hübsche junge Bursche, den die Gläubigen seit vierhundert Jahren anbeten. Dieser dort, das war der Christus des heiligen Justinus, des heiligen Basilius, des heiligen Cyrillus, des Tertullian, der Christus der ersten Jahrhunderte der Kirche, ein Christus, gemein und häßlich, weil er die volle Summe der Sünden auf sich nahm und aus Demut sich in die verächtlichste der Gestalten kleidete.

Es war Dieser der Christus der Armen, Derjenige, welcher sich gerade den Elendsten unter denen, die zu erlösen er kam, angeglichen hatte, den Mißgebildeten und den Bettlern, all jenen, deren Häßlichkeit oder Bedürftigkeit die Menschen in ihrer Gemeinheit stetig zusetzen; auch war dies der menschlichste der Heilande, ein Christus in der ganzen Jämmerlichkeit und Schwachheit seines Fleisches, verlassen vom Vater, der erst eingegriffen hatte, als kein neuer Schmerz mehr möglich war; der Christus, dem nur noch seine Mutter zur Seite stand, nach der er wohl, wie alle Gemarterten, mit kindlichen Schreien gerufen haben wird, nur noch seine Mutter, nunmehr ohnmächtig zu helfen und von keinerlei Nutzen.

Zweifellos durch Aufbieten letzter Demut hatte er es ertragen, daß seine Passion keineswegs die der Reichweite der Sinne gezogenen Grenzen überstieg; und unbegreiflichen Weisungen folgend hatte er sich drein gefügt, daß seine Göttlichkeit gleichsam unterbrochen wurde für die Zeit der Peinigungen – von den Backenstreichen und Rutenschlägen, Beschimpfungen und Bespeungen, von all diesen kleinen Plünderakten des Leidens bis hin zu den grauenvollen Schmerzen einer endlosen Agonie. So hatte er es leichter bewältigen können, dieses Leiden, Röcheln, dieses Verrecken, schmutzig, schändlich wie das eines Strauchdiebs, wie das eines Hundes: indem er in jener Erniedrigung bis zum Äußersten ging, bis hin zur Schande der Verwesung, bis hin zum schlimmsten Schimpf des Eiters!

Wahrlich, noch niemals war der Naturalismus zu solchen Sujets durchgebrochen; noch niemals hatte je ein Maler derart das göttliche Beinhaus zu Paste gerührt und so brutal seinen Pinsel in die Paletten der Körpersäfte und in die blutigen Farbnäpfe der Wundlöcher getaucht. Es war ohne Maß, und es war entsetzlich. Grünewald war der besessenste der Realisten; doch betrachtete man ihn länger, diesen Erlöser aus der Gosse, diesen Gott aus der Leichenhalle, so änderte sich das Bild. Aus dem verschwärten Haupt drangen helle Schimmer: ein Ausdruck des Übermenschlichen erleuchtete die auf gequollenen Fleischpartien, die verkrampften Züge. Dieser gespreitete Kadaver war der eines Gottes, und ohne Aureole, ohne Nimbus, ausstaffiert lediglich mit jener zerzausten, von rotkörnigen Blutsprengeln besäten Dornenkrone, erschien Jesus in seiner ganzen himmlischen Überwesenheit zwischen der niedergeschmetterten, tränenrunkenen Jungfrau Maria und dem heiligen Johannes, dessen leergebrannte Augen keine Träne mehr zu schmelzen vermochten.

Diese Gesichter, die anfangs so gewöhnlich gewirkt hatten - nun erstrahlten sie, verklärt durch eine unerhörte, alle Maße sprengende Seelengröße. Es gab da keinen Straßenräuber mehr, keine arme Frau, keinen Bauernlummel, sondern es standen überirdische Wesen zu Seiten eines Gottes.

Grünewald war der besessenste der Idealisten. Noch niemals hatte je ein Maler so großartig

die Höhe gepriesen und so entschlossen den Aufsprung vom Gipfel der Seele in ein wildbewegtes Himmelsrund gewagt. Bis zu beiden Extremen war er gegangen und hatte aus triumphalem Unrat die feinsten Minzwässer der Liebesempfindungen, die beißendsten Essenzen der Tränen herausgefiltert. In diesem Gemälde offenbarte sich das Meisterwerk jener Kunst, die unausweichlich dazu bestimmt war, das Unsichtbare und das Greifbare wiederzugeben, die tränenverwaschene Schübigkeit des Körpers kundzutun, der endlosen Seelenbedrängnis Erhabenheit zu verleihen.

Nein: etwas, das dem gleichkam, hatte keine Sprache zu bieten. Was das Schrifttum betrifft, so näherten sich einige – allerdings verhaltenere – Äußerungen der Anna Emmerick zur Passion Christi diesem Ideal eines übernatürlichen Realismus und einer wahrheitsgetreuen und sich emporbäumenden Lebendigkeit. Vielleicht gemahnten vereinzelt auch manche der ekstatischen Ausbrüche des Jan van Ruysbroeck, die in flammenden Doppelstrahlen schwarz und weiß dahinschossen, hier und dort an die göttliche Verworfenheit Grünewalds – und dennoch, nein und abermals nein, dies blieb einzigartig, denn es war gleichzeitig unerreichbar fern und ganz dicht am Boden.

Quelle: [Joris-Karl Huysmans, *Tief unten*, übersetzt und herausgegeben von Ulrich Bossier, Stuttgart: Philipp Reclam jun. 1994.](#)